

49 Prozent

Blühende Romanzen zwischen Männern



Patrick Imhasly

Die Kampagne unter dem Namen #metoo dreht weiter. Dirigenten, Politiker, Moderatoren: Auch diese Woche sind vor allem in den USA die Köpfe diverser Männer wegen sexueller Übergriffe oder zumindest unflätigen Verhaltens gerollt. Und das Magazin «Time» hat die Frauen, die ihr Schweigen gebrochen haben, zur «Person of the Year» 2017 gekürt.

Inzwischen hat die Bewegung dermassen an Dynamik zugelegt, dass es selbst den Frauen unheimlich wird. Die einen befürchten, als Arbeitskollegin zum Berufsrisiko für Männer und deshalb geächtet zu werden. Die andern machen sich Sorgen um die Psyche des kleinen Mannes, dem die meisten Vorwürfe gegen sein Geschlecht fremd sind. Und die Dritten fragen sich, wie das künftig mit der Partnersuche wohl funktionieren soll, wenn sich die Männer aus lauter Angst, etwas falsch zu machen, den entscheidenden Schritt nicht mehr zutrauen.

Vielleicht erleben wir tatsächlich gerade eine Zeitenwende - einen historischen Moment, in dem sich das Verhalten der Männer gegenüber Frauen ganz grundsätz-

lich verändert: mehr Anstand, mehr Respekt - aber auch mehr Distanz und vielleicht sogar das Ende der romantischen Liebe zwischen Frauen und Männern. Es gibt nämlich Anzeichen dafür, dass sich unter Männern derzeit ein soziales Phänomen ausbreitet, das bisher bloss ein Nischendasein geführt hat. Man nennt es: «Bromance» - der Ausdruck ist ein Zusammenzug aus Brother (Bruder) und Romance (Romantik) und steht für eine Freundschaft zwischen heterosexuellen Männern, die geradezu innige Züge annimmt. Sogenannte Bros verbringen den Abend lieber miteinander als mit ihrer Freundin, sie vertrauen sich bedingungslos, erzählen sich alles und kuscheln miteinander - nur Sex haben sie nicht. Es gibt prominente Vorläufer des Trends: So soll Abraham Lincoln, der 16. amerikanische Präsident, mit seinem engen Freund Joshua Speed sogar das Bett geteilt haben.

Innige Freundschaften zwischen Männern seien seit ein paar Jahren sozial besser akzeptiert, sagen britische Forscher, die das Phänomen kürzlich in einer Studie anhand von Interviews mit dreissig jungen Männern untersucht haben. Das sei an sich eine gute Sache, finden die Wissenschaftler, aber für Frauen nicht ganz ungefährlich. Diese Entwicklung könnte nämlich dazu führen, dass partnerschaftliche Bande zwischen Männern und Frauen schwächer werden und das Konzept einer klassischen Beziehung zwischen den Geschlechtern eines Tages sogar obsolet wird. Tatsächlich fühlen sich die Männer von ihren engen Freunden verständnisvoller



Tatsächlich fühlen sich die Männer von ihren engen Freunden verständnisvoller behandelt als von ihren Freundinnen.

behandelt als von ihren Freundinnen. Auch das Lösen von Konflikten und das Teilen von Gefühlen fallen ihnen untereinander leichter als mit ihren Partnerinnen. «Bromances sind stärker, weil dort der Sex nicht ständig den Emotionen in die Quere kommt - sie sind nicht sexuell verschmutzt», sagte einer der befragten Männer. Und ein anderer meinte: «Beziehungen mit Frauen gehen oft vorüber, eine Bromance kann ein Leben lang halten.»

Die Frauen fühlen sich von den Männern missachtet und alleine gelassen, die Männer fühlen sich von den Frauen missverstanden und ziehen sich lieber auf sich selbst zurück. Wie konnte es nur so weit kommen, und wohin wird das alles führen? Im Grunde genommen müsste man in Sachen Beziehungen zwischen den Geschlechtern den Reset-Knopf drücken und von neuem beginnen. Genauso, wie es der eben erst gewählte Bundesrat und Aussenminister Ignazio Cassis beim Verhältnis der kleinen Schweiz zur übermächtigen EU tun wollte. Doch das klappt nicht so richtig. Wie soll bloss ein Neuanfang in einer Beziehung möglich sein, die seit rund 200 000 Jahren existiert, seit die ersten männlichen und weiblichen Exemplare des modernen Homo sapiens - damals vielleicht noch Hand in Hand - durch die Savannen Afrikas spazierten? Darüber sollten sich Evolutionspsychologen, Genderforscherinnen und Paartherapeuten einmal Gedanken machen!

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Alles, was Recht ist

Die Lust am Lärm ist nicht Wurst



Markus Felber

Das Richter bisweilen der eigenen Vernunft miss-trauen, ist in dieser Spalte schon dargelegt worden. Allerdings ist nicht immer die Justiz schuld, wenn die Auslegung des Rechts zu eher unvernünftigen Ergebnissen führt. Am Anfang der Produktionskette steht der Gesetzgeber. Und der lässt sich nicht nur von Argumenten der Vernunft leiten, sondern ebenso von Interessen der Klientel und eigenen Befindlichkeiten. Nicht ohne Grund meinte Otto von Bismarck, Gesetze seien wie Würste: Man sei deshalb besser nicht dabei, wenn sie gemacht würden.

Durchaus vernünftig aufgegleist worden ist vom Gesetzgeber das Vorsorgeprinzip im eidgenössischen Umweltschutzrecht. Danach sollen Emissionen bereits an der Quelle so weit begrenzt werden, als das technisch und betrieblich möglich sowie wirtschaftlich tragbar ist. Die auf Bundesebene mustergültig verankerte Vernunft wird indes auf unterer Ebene unterlaufen, indem etwa Kirchengeläut oder Böllerschüssen zumindest zeitlich begrenzt erlaubt bleiben, obwohl ein Verzicht auf die Emissionen wirtschaftlich durchaus tragbar wäre.

Aber auch der Bundesgesetzgeber selbst geniert sich nicht, seine eigene umweltrechtliche Vernunft zu hintertreiben, etwa im Strassenverkehr. Dass Zweiräder mit Verbrennungsmotoren deutlich mehr Lärm verursachen als Autos, springt nicht in die Augen - aber in die Ohren. In der Vergangenheit wurden sie trotzdem zugelassen, weil entweder der Lärm technisch noch nicht vermeidbar oder eine ruhigere Fortbewegungsart sozial Schwächeren wirtschaftlich nicht zuzumuten war. Heute ist Motorradfahren weitgehend reines Freizeitvergnügen, und leisere oder gar geräuschlose Motoren sind technisch problemlos möglich. Dennoch bleiben Vernunft und Lärmschutz auf der Strecke - primär aus Rücksicht auf akustische Gelüste einer kleinen Minderheit. Und das ist nicht einfach Wurst, meint der Kolumnist, ganz im Gegensatz zum guten alten Bismarck.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Die E-Mail-Debatte

«Diese ständige Erreichbarkeit macht auf Dauer krank»

50-Stunden-Woche? Mehr Flexibilisierung wäre ein Segen, findet Andrea Caroni.

Mattea Meyer ist für strikte Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit

Mattea Meyer

Wir arbeiten immer effizienter. Aber anstatt dass die Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer vom technischen Fortschritt und der Digitalisierung profitieren und weniger arbeiten müssen, will der Gewerbeverband ernsthaft zurück zur 50-Stunden-Woche. Unterstützen Sie diesen Angriff auf den Arbeitnehmerschutz?

Andrea Caroni

Da haben Sie etwas missverstanden: Die Forderung betrifft die Flexibilität der Arbeitszeiten, nicht deren Volumen. Unser Arbeitsrecht stammt aus dem Fabrikzeitalter. Heute könnten just dank der Digitalisierung Arbeitnehmende ihre Zeit viel freier gestalten - wenn das strenge Gesetz sie nur liesse. Wenn ein Vater seine Kinder ins Bett bringt und um 22 Uhr noch eine berufliche E-Mail schreibt, darf er tags darauf vor 9 Uhr nicht mehr arbeiten. Wollen Sie so die Vereinbarkeit von Beruf und Familie fördern?

Mattea Meyer

Wenn Sie mir nicht glauben, dann vielleicht dem Gewerbeverband? Dieser schreibt: «Wir fordern, dass die Höchstarbeitszeit von 45 Stunden auf 50 Stunden pro Woche angehoben wird.» Das bedeutet nichts anderes, als dass wir länger arbeiten und kürzer ruhen sollen. Im Umkehrschluss bleibt so weniger Zeit für Familien- und Betreuungspflichten. Einverstanden, Flexibilität und grössere Erreichbarkeit sind für viele eine Realität. Das ist dann negativ, wenn es die Arbeitsbedingungen verschlechtert. Wir leisten immer mehr in weniger Zeit. Dieser Produktivitätsgewinn soll endlich denen zugutekommen, die ihn erwirtschaften: den Erwerbstätigen. Etwa, indem wir die 35-h-Woche einführen. Das wäre doch etwas für die Vereinbarkeit?

Andrea Caroni

Sie reissen das Zitat schon wieder aus dem Kontext: Liberale Geister und Wirtschaftsverbände fordern nichts anderes, als das heutige, starre Korsett der Fabrikgesetz-

Debattierer



Mattea Meyer, 30, ist Nationalrätin der SP aus dem Kanton Zürich. Sie ist Co-Präsidentin der SP Winterthur und Co-Präsidentin der Sans-Papiers-Plattform Schweiz.



Andrea Caroni, 37, ist FDP-Ständerat aus dem Kanton Appenzell Auser- rhoden. Er arbeitet als Rechtsanwalt und ist Vizepräsident der FDP Schweiz.

gebung an die moderne Technik und heutigen Bedürfnisse von Arbeitgebern und Arbeitnehmern anzupassen. Dabei arbeitet niemand mehr, sondern flexibler. Die starre Wochenarbeitszeit verhindert, dass ein Treuhänder auf den Jahresabschluss etwas mehr arbeiten, dafür aber im Sommer längere Familienferien machen kann. Das Sonntagsarbeitsverbot verhindert, dass jemand unter der Woche die Kinder aus der Krippe abholt und dafür am Sonntag ungestört eine Stunde arbeitet. Ihre 35-Stunden-Woche können Sie im Übrigen gerne haben - aber natürlich nicht mit staatlich garantiertem Lohn von 45 Stunden, wie es Ihnen wohl vorschwebt.

Mattea Meyer

Sie malen schwarz. Wir haben eine der flexibelsten Arbeitszeitregelungen. Die Industrie zeigt mit Gesamtarbeitsverträgen, dass man im Rahmen des Arbeitsgesetzes sämtlichen Wünschen nach flexibler Auslastung entgegenkommen kann. Das gilt auch für andere Branchen. Doch die Gesundheit der Menschen geht vor. Und Studien dazu sprechen eine deutliche Sprache: Noch schnell ein Telefon machen, noch rasch eine Mail beantworten - diese ständige Erreichbarkeit macht auf Dauer krank. Gerade in Zeiten der Digitalisierung ist es wichtig, Arbeitszeit und Freizeit klarer zu trennen, denn wir haben ein Recht auf Familie und Freizeit. Weshalb genau wollen Sie also fördern, dass jemand am Sonntag arbeitet oder in der Nacht?

Andrea Caroni

Im Gegenteil: Es eröffnet enorme Chancen und Freiheiten, die Dinge dann und dort erledigen zu können, wo es einem am besten liegt. Habe ich Ihnen nicht genügend Beispiele gegeben? Dann gebe ich Ihnen noch ein Persönliches: Meine Kinder haben mehr von mir, wenn ich präsenter bin, wenn sie wach sind, und dafür etwas arbeite, wenn sie schlafen (sei es spätabends oder am Sonntag während des Mittagsschlafs). Ein schöner Teil dieser Kolumne entsteht meinerseits so. Genau solches aber wollen Sie den Eltern

weiterhin verbieten. Würden Ihre Regeln übrigens in der Politik gelten, hätte der Nationalrat, der diesen Montag bis nach 22 Uhr tagte, am Dienstag nicht um 8 Uhr beginnen dürfen. Haben Sie da gestreikt und die Herrschaft der Stempeluhr auch zum Schutze von Milizpolitikern gefordert?

Mattea Meyer

Solch lange Sessionstage kommen zum Glück selten vor. Einverstanden, Digitalisierung kann Freiheit mit sich bringen, hat aber auch ihre Tücken. Ich finde es belastend, wenn ich Zeit mit meinem Kind verbringe und gleichzeitig dringende Mails beantworten muss. Viele Eltern erzählen mir Ähnliches. Deshalb ist es wichtig, eine Grenze zwischen Arbeitszeit und Freizeit zu ziehen. Allen würde eine Arbeitszeitverkürzung entgegenkommen: Wir sind motiviert an der Arbeit und haben Zeit für Familie oder andere Verpflichtungen. Weniger zu arbeiten, können wir uns auch leisten, wenn die Effizienzgewinne nicht mehr weiter dem Unternehmensgewinn zufließen, sondern den Erwerbstätigen. Und vergessen wir vor lauter Euphorie über die Flexibilisierung nicht die, die als Folge der Digitalisierung einen Jobverlust befürchten.

Andrea Caroni

Die Früchte des Fortschritts kommen den Erwerbstätigen schon heute zugute. Einerseits in Form von flexiblerer Freizeit, wie besprochen (und wie gerade von Millennials gewünscht, wie eine Studie diese Woche zeigte). Andererseits aber auch in Form von mehr Freizeit. Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit sank seit 1890 von 63 auf 41,7 Stunden. Alleine seit unserer beider Geburt sank sie um 2½ Stunden, und dies bei real steigenden Löhnen. Darüber hinaus entstanden zahllose neue Jobs, die tendenziell auch laufend angenehmer werden: wären Sie lieber Webdesignerin oder Köchlerin? Blockieren wir nicht den Fortschritt der digitalen Arbeitswelt mit Fabrikgesetzen aus dem vorletzten Jahrhundert!

Strittis Schlagzeile

Zu den steuerpolitischen Ideen von Herrn Martullo-Blocher in Meilen.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GJK in Zürich.